



Ein Jahr ohne Zauberpulver

Der österreichische Filmemacher Christoph Schwarz lotet im Selbstversuch die Handlungsspielräume des ökonomischen Ungehorsams aus: ein Jahr ohne Geld inmitten der Gesellschaft. Suffizienz und Aktivismus statt Hyperkonsum und Eskapismus.

von Daniel Bleninger, November 2021

Christoph, du befindest Dich gerade in den letzten Tagen eines Geldstreiks, oder „ökonomischen Sabbaticals“. Warum begibt man sich freiwillig in diese Notlage?

Ich habe aus eigenen Stücken entschieden, den Faktor Geld sowohl auf einer praktischen als auch auf einer mentalen Ebene für das Jahr 2021 so gut es geht zu umschiffen und mein Leben dahingehend umgebaut. Das ist ein Experiment, das viele unterschiedliche Ebenen berührt, und gleichzeitig drehe ich auch einen Film darüber, der dieses Experiment natürlich auch beeinflusst, mir gleichzeitig aber auch eine Ausrede bietet, warum ich diesen Schritt gesetzt habe.

Fangen wir mal auf einer theoretischen Ebene an. Das Wort Geldstreik impliziert ja eine Auseinandersetzung, jedem Streik wohnt ja ein Protest und ein Kampf inne – wogegen trittst Du in den Streik?

Auf einer aktivistischen Ebene kann ich das klar verorten: ich protestiere dagegen, dass es gesellschaftlicher Konsens ist, wir könnten uns einen mutigen Umbau unseres fossil befeuerten Marktkapitalismus aus ökonomischen Zwängen heraus nicht leisten. Wie kann es sein, dass wir ein System, das wir selbst geschaffen haben, nämlich den Zwang, jeden Aspekt unserer Lebens in ein handelbares Gut zu definieren, als so übermächtig wahrnehmen, dass wir die Zerstörung unserer Lebensgrundlagen als nicht abwendbare Kollateralschäden erachten? So gesehen protestiere ich dagegen, dass wir Wirtschaftswachstum wichtiger einstufen als Regeneration der Ökosphäre und ein Leben innerhalb der planetarischen Grenzen.



Wie kann man sich dein Leben ohne Geld konkret vorstellen? In Österreich gilt man als armutsgefährdet, wenn man weniger als 1400 Euro pro Monat zu Verfügung hat. Wie geht das?

Zuallererst muss man natürlich verstehen, dass ich mich mit diesem Experiment nicht über Menschen lustig machen will, die unfreiwillig in Armut leben müssen. Es macht nämlich einen riesengroßen Unterschied, ob man aus freiem Willen heraus den Müll nach genießbaren Lebensmitteln durchsucht, oder keinen anderen Ausweg mehr sieht. In groben Zügen erklärt, habe ich einfach mal alles weggekürzt, was nicht notwendig ist, und nehme für unumgängliche Anschaffungen große Umwege auf mich. Gleichzeitig habe ich mit vielen Menschen unterschiedliche Vereinbarungen des alternativen Wertaustausches getroffen. Die Tatsache, dass ich Familie habe, macht das leichter. Ich kann nicht über meine Frau und Kind bestimmen, dass wir ein Jahr lang

kein Internet haben, ein Jahr lang kein Strom und Warmwasser- dh diese konkreten Ausgaben laufen als Dauerauftrag von meinem Konto runter. Mir ist es aber wichtig, dieses Experiment trotzdem so gut es eben geht durchzuführen, als Mensch in der Mitte unserer Gesellschaft- und all diese Widersprüchlichkeiten werden in meinem Film mitverhandelt. Ich bin 40 und habe Familie, ich kann einfach nicht ein Jahr lang in einer Hütte im Wald leben und das geldfreie Leben radikal zu Ende denken, aber es deswegen gleich gar nicht in dem Rahmen zu probieren, der mir zu Verfügung steht, fände ich erst recht traurig.



In meinem Kopf befinden sich unzählige weitere Fragen, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll – wohl der Tatsache geschuldet, dass kein Lebensbereich von einem ökonomischen Grundrauschen ausgenommen ist. Wie ist das für dich? Fühlst Du dich freier, weil dich diese Fragen ein Jahr lang nicht berührt haben?

Zum einen: wenn man gegen etwas streikt, setzt man sich in gewisser Weise stärker damit auseinander, als wenn etwas im Überfluss da ist. Gleichzeitig ja: ich fühle mich tatsächlich freier und ungebundener. Geld hat ja den Anschein, als würde es uns Freiheit bringen: wie ein Zauberpulver kann es über jedes Problem drübergestreut werden und erweitert unseren Handlungsspielraum enorm. Diese Freiheit hat, neben dem Zwang, dieses Geld zuerst verdienen zu müssen, aus meiner Sicht aber einen großen Haken: Geld bedeutet ja Verantwortung, Geld möchte ja benützt werden, Geld geht immer einher mit dem Zwang, aus diesem Kapital auch etwas zu machen. Mit Konsum, mit Freizeitaktivität, mit dem Wecken immer neuer Bedürfnisse, die gestillt werden müssen. Das führt meiner Überzeugung nach zu einer Überforderung, und ist unserer psychischen Gesundheit nicht förderlich. Der Schrei nach immer mehr Wachstum und Konsum hat unseren Planeten an die Grenzen gebracht, aber uns nicht glücklicher, im Gegenteil: psychische Krankheiten nehmen zu.

Weniger ist mehr?

Genau, ich habe Einschränkung nie als etwas empfunden, was mich in meinen Gestaltungsmöglichkeiten beschneidet, sondern immer als festen Rahmen, der mir ein Fundament bietet, an dem ich mich orientieren kann, an dem ich mich zB als Künstler abarbeiten kann. Ein Beispiel: ich wollte diesen Sommer wie jedes Jahr eine Woche Urlaub bei meiner Großfamilie in Kärnten machen. Und mir war es wichtig, die Anreise ohne Geld anzutreten: so bin ich also zwei Wochen lang gewandert, und aus einer Einschränkung heraus wurde ein wunderbares Abenteuer, das ich mit Geld so nicht erleben hätte können.

Mich interessiert die soziale Komponente hinter diesem Experiment. Wie hat sich deine Position innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges verändert?

Ich habe in diesem Jahr eine Reihe aktivistischer Initiativen gestartet und unterstützt. Der Geldstreik lief dabei als Metathema immer mit, aber wurde von mir nicht offensiv kommuniziert. Natürlich habe ich mich viel öfters als je zuvor in der Rolle des Bittstellers gefunden, als jemand, der darauf vertraut, dass Andere von ihrem Überfluss etwas abgeben werden. Und dann immer wieder provokant gemeint: „Es braucht auch jemanden, der nimmt!“ Das war natürlich selbstironisch gemeint, aber im Kern meine ich damit: wenn wir uns eine Gesellschaft wünschen, in der wir wieder stärker solidarisch agieren, dann brauchen wir auch einen Teil, der selbstbewusst den Überfluss



der anderen thematisiert und sich nicht dafür geniert, ökonomisch unterlegen zu sein. Mein Überthema dabei ist ja immer die ökologische Notwendigkeit suffizienter Lebensstile. Es fällt uns kein Stein aus der Krone, wenn wir unseren Nachbarn um Hilfe bitten, wenn wir Güter miteinander teilen.

Welche Formen hat dein Ökoaktivismus angenommen?

Ich engagiere mich seit 2019 bei Extinction Rebellion, zumeist gestalte ich Videos über Aktionen. In diesem Jahr habe ich mir noch mehr Zeit als zuvor für diese Arbeit genommen, gleichzeitig habe ich öfters selbst an Aktionen des zivilen Ungehorsams teilgenommen. Daneben engagiere ich mich für die Neuaufteilung des öffentlichen Raums in Wien – im Sinne nachhaltiger Verkehrspolitik sehr oft auf Fahrrademos und für eine kleine Initiative in Wien namens „Robin Foods“, die Lebensmittel rettet und verteilt.

Du hast selbst aber auch zwei Initiativen gestartet, von denen vorallem dein „Cabriobeet“ überregionale Aufmerksamkeit erlangt hat. Wie kam es dazu?

Mir war es wichtig, nicht nur im Rahmen von bestehenden Organisationen einzubringen, sondern auch unabhängig agieren zu können. Die Suche nach einer Möglichkeit, eigene Lebensmittel in der Stadt anzubauen, führte zu dem Projekt „Kreiskartoffel St. Marx“, wo wir Erdäpfel auf einem Kreisverkehr gezogen haben. Ich hatte den Wunsch, in meiner direkten Nachbarschaft ein Kräuterbeet anzulegen, was in der derzeitigen Struktur unserer Stadt am einfachsten zu realisieren ist, wenn sich unter dem



Beet ein Cabrio befindet. Beide Projekte kritisieren unser Verständnis von öffentlichen Raum und sollen Sinnbilder dafür abgeben, wie absurd wir unsere Städte um unsere Autos herum gebaut haben. Wenn man mit frischem Blick auf meine Heimatstadt schaut, kann man nur konstatieren: „Wien, du bist ein Parkplatz“.

Dein „Cabriobeet“ wurde diesen Sommer von vielen Medien aufgegriffen. Was hat die Menschen daran so gepackt?

Dieses gesteigerter Interesse ansich ist ja schon symptomatisch. Autos haben scheinbar einen Stellenwert wie Familienmitglieder, rangieren emotional zumindest auf der gleichen Stufe wie Haustiere und sind eine Erweiterung der eigenen Privatsphäre. Dementsprechend groß war das Interesse am Cabriobeet. Wien ist dahingehend zweigeteilt: jeder zweite Haushalt hat kein Auto, und wird dementsprechend von der Nutzung weiter Flächen der Stadt ausgeschlossen, denn der Parkraum dient ausschließlich dem motorisierten Individualverkehr. Bei mir trifft diese Selbstverständlichkeit auf absolutes Unverständnis: wir leben in einer Gesellschaft, die bis ins letzte Detail darauf bedacht ist, Gleichberechtigung herzustellen, aber hier herrscht eine Ungleichbehandlung vor, die seines Gleichen sucht: während die Preise für Wohnraum von Jahr zu Jahr steigen, kann der Autobesitzer 10 Quadratmeter beste öffentliche Lage für 10 Euro im Monat privatisieren. Wenn wir diesen Raum schon so verramschen, warum darf man sich nicht um das gleiche Geld ein Hochbeet aufstellen, einen Wutzler, eine Hängematte, ein Kaffeetischerl?

Trotz eines provokanten Untertons habe ich das „Cabriobeet“ nie als scharfe Kritik an AutobesitzerInnen verstanden, sondern vielmehr als charmanter Work-Around, der aus einer gesetzlichen Notwendigkeit etwas Schönes macht. Es hat etwas von dieser Wiener Gemütlichkeit: in anderen Städten werden Autos angezündet, in Wien wird ein Cabrio zum Kräuterbeet.

Wir wollten das Cabriobeet nie als Symbol der Ausgrenzung und Kritik verstanden wissen, sondern im Gegenteil die positiven Seiten einer Neuaufteilung des öffentlichen Raums vorführen: wir haben uns oft mit der Nachbarschaft am Cabrio getroffen und sind mit Menschen ins Gespräch gekommen, wir haben uns gemeinsam um Kräuter gekümmert, es wurde ein Ort des sozialen Miteinanders und sollte zeigen, welches Potential der städtische öffentliche Raum hätte, wenn wir davon wegkommen, ihn vor allem als Abstellplatz für den motorisierten Individualverkehr zu betrachten. Überspitzt gesagt: es ist doch absurd, mit dem Auto in den Supermarkt zu fahren, um in Plastik verschweisste Kräuter aus Spanien zu kaufen, wenn man anstelle des Autos ein Beet aufstellen könnte, wo die Kräuter wachsen könnten.

Als Filmemacher hast Du in den letzten Jahren vor allem Kurzfilmen gedreht, die dich selbst als Ausgangspunkt humorvoller, selbstironischer Erzählungen gesetzt haben, zB die Gründung einer Namenloge mit anderen Trägern deines Namens (Anm: „CSL - Die Christoph-Schwarz-Loge“). Inwieweit wird der Geldstreik in Form eines Filmes darüber verwertet und letztlich ökonomisiert werden?

Der Geldstreik dient als Rahmenhandlung meines ersten Langfilms „Sparschwein“, der in seinem Titel bereits die paradoxe Situation beschreibt, in der ich mich befinde, wenn ich einen Film über dieses Abenteuer drehe. Aus vielerlei Gründen: einerseits agiere ich mit meinem Geldstreik natürlich nie komplett losgelöst von dramaturgis-

chen Überlegungen den Film betreffend. Zweitens ist der Film ja durchfinanziert und ich bin alleiniger Produzent, was in meinem Film auf einer metafictionalen Ebene auch mitverhandelt wird. Hier ist die Grenze zwischen Fakt und Fiktion sehr durchlässig, ich bin ein unzuverlässiger Erzähler, das wird den Reiz ausmachen. Auf der filmischen Ebene bekommt mein Geldstreik nochmals weitere Bedeutungsebenen, ein Faktor ist dabei auch das ökonomische Potential meines Geldstreiks.

Kommen wir zurück auf die ganz pragmatische Ebene des Geldstreiks. Könntest Du in Grundzügen skizzieren, wie du die Befriedigung grundlegender Bedürfnisse ohne Geld organisieren konntest?

Ein großer Schwerpunkt war die Versorgung mit geretteten Lebensmitteln: durchs sogenannte Dumpstern, aber auch mit Hilfe eines Netzwerks, in dem gerettete Lebensmittel zirkulieren: durchs Foodsharing, durch Abholung von Lebensmitteln gemeinsam mit dem Verein „Robin Foods“. Natürlich habe ich mein Atelier aufgegeben und mein Arbeitszimmer ins Kinderzimmer meines Sohnes verlegt, der ausgezogen ist. Meinen Mietanteil begleichen in diesem Jahr meine Eltern, ich kümmere mich im Gegenzug um ihre Computer und ihr Haus, und ich habe die Familiengeschichte aufgearbeitet und in ausführlichen Videointerviews festgehalten. Meine Sozialversicherung ist auf einem niedrigen Niveau weitergelaufen, ich habe aber auf Arztbesuche komplett verzichtet, die wichtigsten gesundheitlichen Dienste in diesem Jahr; die Coronatests und die Im-



pfung, waren ja glücklicherweise kostenlos. Meinen Handyvertrag habe ich auf Wertkarte umgestellt, mein Mobilfunkanbieter hat mir netterweise das Guthaben geschenkt, als fast nichts mehr da war. Ich habe keine Jahreskarte mehr, bestreite alle meine Wege innerhalb Wiens mit dem Fahrrad. Waschmittel stelle ich aus alten Seifenresten und Schnaps her, den wir seit Jahren geschenkt bekommen haben aber nicht trink-

en wollten. Kleidung hatte ich bereits genug. Zahnpasta ist schwierig, die kauft meine Frau ein. Ich habe einen Frisör gefunden, der mir die Haare schneidet, im Gegenzug passe ich auf seine Tochter auf. Wenn ich einen Vortrag über meine filmische Arbeit halte, werde ich in Naturalien bezahlt, zB mit 5 Liter Olivenöl. Ein Freund hat mir aus Mitleid neue Turnschuhe spendiert, Bücher borge ich mir aus der Bücherei aus oder lese sie gleich vor Ort. Ins Kino gehe ich nicht mehr, ich lade gemeinsam mit einer Freundin unter dem Titel „Cinema Shaukél“ FilmemacherInnen ein, in den Abendstunden auf Spielplätzen ihre neuesten Filme einer ausgewählten Runde an Menschen zu präsentieren. Und so weiter... Das Experiment des Geldstreiks ermöglicht es mir, all jene Dinge zu tun, die mich immer schon interessiert haben, ich habe dafür aber nun einen handfesten Grund, an den sich mein Freundeskreis auch gewöhnt hat. Mit dem Zusatzargument, mein Jahr ohne Geld auch als Film dokumentieren zu wollen, werden



die letzten Einwände weggeschwemmt.

Wie gehst Du mit Kritik um, die meint, Du würdest ja einfach vom Überfluss der Gesellschaft leben, und somit kein Vorbild für einen Lebensstil abgeben, den jedeR von uns wählen könnte?

Dieser unglaubliche Überfluss schadet aber leider der Ökosphäre. Mein Geldstreik ist ja nur der Auslöser für mich, aktiv in gesellschaftliche Nischen reinzugehen um herauszufinden, was man wirklich braucht, und soll nicht als Blaupause für das Leben aller dienen können. Ich denke aber schon, dass die Abkehr vom Wachstumsdogma hin zu suffizienteren Lebensstilen, in dem die Menschen wieder mehr Dinge eigenmächtig herstellen und reparieren, mehr geteilt und getauscht wird, für die Zukunft des menschlichen Überlebens auf diesem Planeten unumgänglich ist. Mir geht es nicht darum, ein Logbuch für ein Überleben in kompletter Autarkie zu erstellen. Ich möchte

viel eher durch mein ehrliches Bemühen die Wertvorstellungen anderer Menschen ein Stück weit verrücken. Menschen ermuntern, ähnliche Dinge zu wagen. Radikal ist nicht das Herausfischen und Verkochen von Hühnerfilets aus der Mülltonne - radikal ist unsere Form der Massentierhaltung, die eine Überproduktion bewusst in Kauf nimmt. Radikal ist nicht unsere Forderung nach autofreien Städten, sondern die Art und Weise, wie wir unsere Städte rund um unsere Autos herum gebaut haben.

Gibt es Erfahrungen, die dich auch nach Abschluss des Geldstreiks begleiten werden?

Die Frage nach der Wertigkeit von Lebensmitteln wird mich wohl länger nicht mehr loslassen. Wenn man gesehen hat, wie viel Supermärkte wegschmeissen, kann man nicht mehr so einfach vor den sich biegenden Regalen stehen. Ich habe in diesem Jahr oft die Bereitschaft von Menschen erleben dürfen, mit mir zu teilen. Das wird mich in den nächsten Jahren bestimmt prägen, und selbst ein stückweit hilfsbereiter durchs Leben zu wandern. Dass man als einzelner Mensch viel Aufmerksamkeit für aktivistische Ideen bekommen kann, hat mich bestärkt, noch intensiver darüber nachzudenken, wie ich mich in den Dienst einer echten ökosozialen Wende stellen kann.

Wenn Du nach Abschluss dieses Jahres auf einen Geldschein blickst, was denkst Du dann?

Es ist unglaublich, wie sehr wir unser Denken einem System unterordnen, dass wir selbst geschaffen haben, ohne noch immer wirklich zu verstehen, wie es eigentlich funktioniert. Wenn man sich die Nachrichten anhört, wirken die Wetterprognosen zuverlässiger als der Ausblick auf die Finanzmärkte. Wie kann es sein, dass zur Bewältigung der Pandemie oder der Banken Krisen Unsummen an Geldern in den Markt gepumpt wurden, ohne, dass eine Hyperinflation ausbricht und das System kollabiert, wir diese Gelder für großflächige Energie- und Verkehrswende aber nicht zu Verfügung stellen? Ich denke, dass Geld ein smartes Mittel ist, Gütertausch innerhalb eines Landes zu organisieren. Aber geregelt sollte dieses System von einem starken Staat innerhalb strikter ökologischer Grenzen werden, nicht von einem Markt, der immer auf Wachstum und Ausbeutung beruhen muss.

Christoph Schwarz, geboren 1981 in Wien, ist österreichischer Filmmacher & Medienkünstler. Typisch für Schwarz' künstlerische Arbeit sind autofiktive Versuchsanordnungen als Inhalt, selbsterfüllende Prophezeiungen als Methode, das Kino als idealer Rezeptionsraum. Seine Arbeiten setzen sich oft auf humorvolle Weise mit Problemen der Medienwirklichkeit auseinander. Zahlreiche Ausstellungsbeteiligungen, seit 2011 auf nationalen und internationalen Filmfestivals präsent.

Rückfragehinweis:

Daniel Bleninger / ARGE SCHWARZ
+43 650 7612805
pr@christophschwarz.net

